

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Buchbesprechung: Neue Schweizer Lyrik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

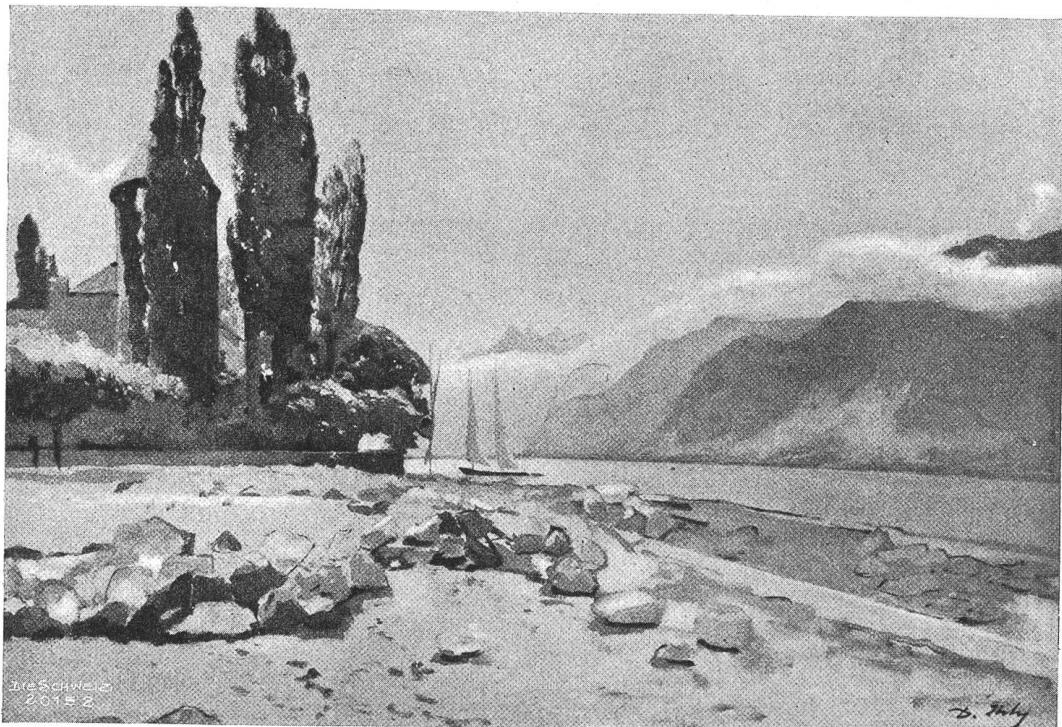
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Daniel Thaly (1854—1910).

Vevey-La Tour.

als Ausdruck des intensivsten Machtgefühls.

*

Ehe: eine Unpersönlichkeitserklärung unmittelbar auf das persönlichste Erlebnis, die Liebe, oder: dessen Steigerung, um sich nochmals zu wollen in seinem Kinde! Dort haben Liebe und Ehe nichts, hier alles mit einander zu tun.

*

Wenn die Liebe an den Liebenden

sich erfüllt hat, fordert die Ehe von den Gatten das Kind. Sie sind es sich bei dem Heil ihrer Seelen schuldig, wenn sie weiterhin beisammenbleiben wollen.

*

So schafft die Ehe Mann und Frau das Grab ihrer Liebe, indem sie ihnen Siegel und Endpunkt ihres Strebens nacheinander ist.

Denn auch Ehegatten besitzen sich nicht, ohne sich stets von neuem zu wollen.

Carl Jucker, Zürich.

Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung*).

Zwei weitere lyrische Bekenntnisbücher verdanken wir bewährter Frauenhand. Auch die Zürcher Dichterin Nanny von Escher schenkte uns in ihrem neuesten Gedichtbande „Meine Freunde“**), einem Zyklus feinsinniger Freundschaftslieder, ein Buch ihres Lebens von stark persönlicher Prägung und individuellstem Gehalt. Was diese in schlichter und schöner Sprache geformten Weisen, die reife Frucht einer abgeklärten Lebensepoche, besonders auszeichnet, ist die freie Ursprünglichkeit ihres Klanges, der wohlthuende Verzicht auf alles

Erfülltelte, Gesuchte und effektvoll Wirksame. Diese Freundschaftslieder sind wie etwas Selbstverständliches, gleichsam als dichterische Stationen an einem Lebenswege, um ihrer selbst willen da, und sie bergen eine reiche Fülle von empfangenem und gespendetem Gut, Saat und Ernte eines liebvollen Freundesherzens, das sich nehmend und gebend menschlich und künstlerisch bereichert und schmückt. Mitten aus einem Dasein der Entwicklung und des Wandels heraus entstanden, mit ihrem Wechsel an Lust- und Leidempfindungen, Sommer- und Winterstimmungen dieser Welt, bilden sie die wertvollen und bedeutsamen poetischen Tagebuchblätter eines tiefgehenden innern seelischen Er-

*) s. o. S. 396 f., wo von Ernst Bahns Dichtungen „Bergland“ die Rede war.

U. d. R.

**) Zürich, Schultheiss & Co., 1917.

lebens und Werdens. Und so sehr die Lieder im Dienste der Freundschaft stehen und wurzeln, so sehr sie der Realität großer Erlebnisse ihr Gutes, ja, vielleicht ihr Bestes verdanken, sie künden daneben doch deutlich und eindringlich von Wesen und Art ihrer Gestalterin, die uns durch sie künstlerisch umschrieben und menschlich nahegerückt, ja, engvertraut erscheint. Fast überall überwiegt im guten Sinne des Wortes das persönliche Moment das stoffliche und hinter den Erscheinungen Flucht, dem Aufwallen des Gefühls, dem Aufleuchten des Gedankens steht, wertvoller und wichtiger für uns, die Dichterin, wie sie lebt und lebt. Man vergleiche z. B. Gedichte wie „Freundschaft“, „Ungeschriebene Briefe“, „Seufzer“, „Symbolisch“, „Einsam“, „Die leere Schale“, die uns, vom eigentlichen Motiv ihres Entstehens ganz abgesehen, einen Blick in Seelengründe und Traumwelten einer nach Offenbarung und Aussprache ringenden Frauenseele tun lassen. Und hier liegt vielleicht der bedeutsamste Gehalt dieser von Eigenart und Begabung getragenen Dichtungen: sie spenden ihre Gaben nicht nur verständnisvoller Mit- und Nachwelt zu willkommenem Genuss, sondern sie schenken ihre Urheberin erst so recht sich selbst. Die Leiden und Freuden ihrer Dichtertage im grünumrankten, stillversonnenen Heim auf der Albishöhe haben ihr mehr und mehr jene menschliche Freiheit, jene geistige und künstlerische Reife gebracht, die es ihr nun gestatten, ihr Erleben zum Gestalten, ihr Wirken zum Schaffen werden zu lassen, und ihr nun auch dieses kostliche, inhaltreiche Liederbuch beschert haben, das gleichzeitig eine frohe Erfüllung lange gehegter Erwartungen wie auch ein verheißungsvolles Versprechen für künstlerische Leistungen bedeutet. Wer sich in diese lyrischen Bekenntnisse, die Blätter eines Freundschaftsliederstraußes vornehmster Art vertieft, wird Spiegelbilder eines dichterisch veranlagten Frauenlebens darin finden, die seinem Gesichtskreise dauernd liebe Zeugen ehrlichster Schöpfertätigkeit und Werte von persönlichstem Gehalte bleiben werden. Wem aber die Dur- und Mollklänge dieser Dichterharfe noch unvertraut klingen, der mag sein Ohr feiner und williger darauf einstellen; er wird es nicht zu bereuen haben. Und eine Probe dieser sicher und selbstlos in sich beruhenden Liederspenden mag ihn dazu besonders ermutigen, falls es dessen überhaupt noch bedarf.

Entrüst.

Mein Stern, den fremden Blicken zwar verborgen,
Allabendlich begrüßte mich sein Schein,
Und jetzt? Ob tausend andre prächtig funfeln,
Umfängt mich Dunkel, und ich bin allein.
Nein, nein! Ich zaubre an den Himmelsbogen
Sein Abbild nur; noch hat der Wille Macht,

Mich zu befrein. Schon lichten sich die Schatten,
Und wieder wünscht ein Stern mir gute Nacht!

In Gertrud Bürgi und ihrem lyrischen Erstling: „Bilder — Liebe — Davos“^{*)}) darf man eine neue Schweizer Dichterin von ausgesprochenster Begabung und feinstem Form Sinn begrüßen. Auch diese drei Gedichtzyklen sind Zeugnisse reichen und wertvollen Erlebens und prägen in beachtenswerter Weise das Bild einer erfreulich eigenartigen und vielseitigen Poetenindividualität in groß und klar gezeichneten Zügen. Die Schöpferkraft der Liedkunst Gertrud Bürgis äußert sich ebenso ausdrucksmäßig im Weich-träumhaften, Brünnig-feligen wie im Konzentriert-plastischen ihrer Anschauungswelt und Stilart. So reihen die Liederfolgen „Bilder“, „Liebe“ und „Davos“ eine Kette schön gefasster Dichtungsperlen von frauhafter Anmut und einer kostlich stolzen, oft fast männlich-herb berührenden Innigkeit des Empfindens auf. Lieblich sanfter Glanz der Seele und gefühlstiefe Untertöne und Grundklänge eines lebenumstürmten Herzens leuchten und klingen aus diesen Gedichten, deren Sprache sie wie ein verklärend feines, sehnüchrig nach höhern Welten zielendes Gewebe umfließt. Es liegt ein ferner Nachhall alter traumhafter Weisen der Romantik darüber, aber er hat sich ein neuzeitlich persönliches, eigenartig kraftvoll schimmerndes Gewand geschaffen. Seelisches wird meisterhaft vertont und Irdisches mit der Wucht einer leidenschaftlich bewegten, aber weise formenden Künstlerhand gebändigt. Stimmung, Gefühl, Anschauung und Verklärung, alles ist reif, besonnen und gemessen, vornehm und frei in den Dichtungen Gertrud Bürgis, die darum gleichzeitig erhaben und erhebend wirken, mitten aus dem Leben heraus erklingen und doch auf einer höheren Warte himmlischer Beseelung stehen. Lieder wie — um nur einige wenige typische Beispiele aus dem sprudelnden Hort herauszugreifen — das reizvolle „Sonnenspiel“, das schwärmerisch-hochgestimmte „So, wie der Staub...“, das kostbare „Abend“, die beiden wehmütig-weichen, schmerzlichen „Dein Schritt verklingt“ und „Zu spät“, daneben das prachtvoll innige „Dein Bild“ vermögen uns einen überzeugenden Eindruck von der hohen lyrischen Begabung und Berufung ihrer Urheberin zu vermitteln. Und wie ein rauschendes „Credo“ ihrer eigenen, großzügigen und seelenvollen Dichtkunst muten die feierlich schlichten Verse an, die als dreizehntes Lied den Zyklus „Davos“ schmücken:

Wundersame Lieder singt die Nacht,
Die die Sterne rings sich ausgedacht.
Klingen wie der Winde leises Wehn
In die Seelen, die im Dunkel stehn.

*) Drei Gedichtzyklen. Frauenfeld, Huber & Co., 1918.

Rätsel, große, schwere, birgt der Tag,
Der der Sonne still zu führen lag.
Und die Seelen, die ihm Dunkel stehn,
Können einzig seine Tiefen sehn.
Wir vernehmen in der stimmungsvollen
Harfe Gertrud Bürgis deutlich erkennbare
Klänge von neuer, persönlicher Eigenart und
vielverheißenden künstlerischen Qualitäten. Eine

Sprache der Seele, geadelt, tiefgründig und
innig, erzählt uns in den bisher bekannt ge-
wordenen Weisen vom Gehalt und Reichtum
eines dichterischen Erlebens, das sich zu schöpfe-
rischer Offenbarung gedrängt fühlt. Möge auch
sein künftiges Singen und Sagen uns recht viel
Hohes und Röstliches anzuvertrauen haben!
(Fortsetzung folgt).

Aus dem Luzernerbiet.

Mit zwei Bildnissen.

In seinen Erinnerungen an den Dichter der „Alten Greth“ schreibt Ignaz Kronenberger im Maiheft der „Schweiz“: „Bei Jneichen würde man wohl umsonst nach einem Bilde fahnden“*). Ein solches hat sich aber doch gefunden, und dazu noch einige Gedichte des „alten Sepp“, die in der Ausgabe von 1859 fehlen. Zum hundertsten Todestage des originellen Dichters (21. Mai 1918) gedachte mit gleichem warmem Interesse wie Ignaz Kronenberger ein Luzerner Hinterländer — Sebastian Glinz beliebt er sich zu nennen — seines vergessenen Landsmannes und ließ im Freunde- und Bekanntenkreise eine kleine Jubiläumsbrochüre erscheinen. Diese Arbeit des Verfassers der früher erschienenen Biographie eines hervorragenden Luzerners verdient es, den Freunden schweizerischer Literaturgeschichte bekanntgemacht zu werden, bietet sie doch eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über Jneichen, für dessen Lebensbild wir bisher einzig auf die Einleitung zu der Liedersammlung angewiesen waren.

Glinz ergänzt die biographische Skizze Jneichens in mancher Beziehung, erwägt die Ursachen, wie der „alte Sepp“ Dialektdichter wurde, zählt die noch bekannten Einzeldrucke der Lieder sowie die Literatur zu Jneichen auf und beschreibt uns die Kontroverse zwischen der „Schweizer Kirchenzeitung“ und dem Verleger der Jneichenischen Gedichte hinsichtlich der stark angefochtenen Travestie der Schöpfungsgeschichte. Unser Luzerner Historiker berichtet, wie er als armer Bub einmal im schönen Seetal Prügel erhalten habe, weil er in der Fastenzeit wie üblich Jneichens „Paradies“ von Hof zu Hof „gsprüchet“ habe und dabei an die unrichtige Adresse gelangt sei. Umso verdankenswerter ist es, daß er es doch nochmals wagt, mit des alten Sepp drolligen Produkten an die Öffentlichkeit zu gelangen.

Drei von den nun neugedruckten Gedichten erschienen anonym 1805 in Heinrich Bischofkes „Aufrichtigem und wohlerfahrenem Schweizer Bothen“. Wer etwas groben, aber im Grunde gesunde Anschauungen vertretenden Volks-

humor erträgt, wird seine Freude daran haben. Die Eitelkeit der „Bure-Meitli us'em Luzernerbiet“ wird im ersten verspottet. Das zweite, „D'Bure-Buebe-n us'em Luzernerbiet“, fin- giert die Erwiderung der Mädchen. Das dritte kritisiert die Städterinnen. An den Landmädchen verlacht der „alte Sepp“ die Uebertriebenheiten in der Bauerntracht. Vom Hut bis zum Strumpfbändchen hat er sie scharf beobachtet: „Huet hend si vo-n ere Walle Strau“ mit „Chlyni Güpfl, Meije und Bindäle“, falsche Haarslechten, Spitzli am Goller, Haarschnüre bis zum Boden, kurze Jüppen.

„Wenn eis nur ordli trämpellet
und vordra öppis plämpelet
und's d'Buebe-n echli a'schile cha,
das meint de gwüch, 's heig scho-n e Ma.“

Gleicherweise werden die Burschen her- genommen.

„Me cha-n iez goh 's Land uf, 's Land ab,
me gsehd lei rächt Burechnab;
Hanswurste-Tschööpli hend si a,
Husarechnöpf und Schnuerli dra.
Au d'Hose sind nid gschwyder gmacht,
es ist und blybt e Naretracht;
si tüend si überm Buch scho zue
und längid abe bis uf d'Schue.“

Wer dünne Waden hat, „fääscht si mit Lümpe-n n“, und, was ja auch heutzutage zu trifft:

„Iez hend si d'Mode, wo si stönd,
au wenn si schaffe, wenn si gönd,
se lülle si am Rauktubat.“

Launig schildert der „alte Sepp“ die Rilt- gängerei:

„Ist eine chuum um d'Ohre troch,
se liegt er scho uf's Gadeloch
und meint, är dörf iez z'Chilti goh,
es wärd e-n ieders ine lo.“

Mit dem Mädchen geht der Jüngling zu Markt, kauft ihm eine „Nestel“ und bindet drein es „Daali“. Und fliegt ihm dann die Schöne dennoch draus, so flagt er sein Leid dem Pfarrer; denn er hat das Geld geborgt, und nun ist alles verloren.

*) o. S. 253 f.